John Ritsch hat Aerger.

Er sieht die Prominenz bedroht durch eine jetzt herrschende Mode. — Ein glücklicher Einfall.

Mister Editer!

Is es heiß genug for Ihne? For Mich is es! Es is awwer nit alleenig die Hitz, wo mich so in die Hitz bringt, sondern noch wäs anneres beseits. Gege die Hitz kann mer sich protekte bei blos an en Plätz zu gehen, wo die Mädcher hawwe, die Ei'm die kühle Luft zu- un die Mätsches ausblose, wann mer sich e Siggar azinde thut. Wo mer sich awwer nit dergege protekte kann, des is der Aerger. Of course, es gebt Leit, wo sage, des beste Mittel gege de Aerger wär, nit mäd ze wern. Der Trowel is nor, daß mer's nit helfe kann. Mer werd mäd, ob mer will oder nit. Es is die Provokätion, wo es macht.

Un diese Sommer, Mister Editer, da hen Ich Provokäschen for Aerger nun Morchens bis Abends un Nachts erst recht. Ich hen jede Tag mehr Aerger (un Riesen derfor) als nöthig wär, um de beste Mann zum Trinke ze treibe.

Des Schlimmste derbei is, Ich kann dem Aerger nit ausweiche. Ob Ich mit der Car fahr oder beim Tschalli setz, ob Ich uff'm Eiland (Coney of course) oder Rockaway Beach bin, ob Ich uff der Straß geh oder Mich in en Park uff e Bank setz: Es verfolgt Mich überall hi. Was Ich sag, Mister Editer, des is, daß e Law dergege gemacht wern sollt.

Nämlich gege die Panamahüt. Ich hen ein. Ich hen en awwer schun lang. Un meiner is tschinuein un hot hunderlundzwanzig Dollars gekoscht. Voriges Jahr war Ich noch in Meiner ganze Bekanntschaft der einzelne Mensch, wo ein gehatt hat. An eintgem Platz, wo ich higekimme bin, da war Mei Hut e großer Sukzeß. Jeder hot en genohtist, hot gefragt, was es for e Art Hut wär und Ich hen explähnt un hen en zesammengekrumpelt un in die Tasch gesteckt un allerhand Kunststück mit gemacht und Jeder hot Mein Panama admeiert.

Un heuer? Wo mer hispuckt, da spuckt mer uff en echte Panama. Der Grocerycleck, wo uns die Groceries bringt, hot schon vorige Woch een gehatt un heint is aach der Eismann mit eim ahngekimme. Uff der Gaß sieht mer nix Anneres mehr wie Panama-Häts. Jeder selfrespecting Office-Boy, wo drei un e halbe Dollars Selleri die Woch hot, muß en tschinuein Panama hawwe.

Des Merkwürdigste bei dene Panama-Häts is, daß sie all minanner unner dem Preis verkauft wern. Die Hätstores müsse e Fortschen an die Hüt verliern. So wie awwer e Mann mit eme neue Panama akimmt un mer frägt en: „Well, aach en Panama? Wos hoscht De derfor gegewwe?", da sagt der Mann: „Es is e fünfestiwwezich Dollars Hut, Ich hen en awwer for achtezwanzig Dollars gekriegt." Wann e Mann siwwe Dollars fufzig Cents for en Hut bezahlt hat, da kann mer schur sei, daß es eigentlich e fünfedreißig Dollars Hut is. „Er hot en awwer billiger gekriegt." Ich bin nor froh, Mister Editer, daß Ich kee Hutmacher bin, dann die Art, Busneß ze thun, die könnt Ich nit stände.

Ich frag Ihne awwer blos, Mister Editer, wo des hiführn soll? An was soll mer denn en prominente Mann noch kenne, wann schun die zweite Bäckerhänd un die Barbers for Samstags un Sonntags auszehelfe un die Nightwaschmen (wahrscheints zum Schutz gege de Mond) tschinuein Panamas trage?

Ich glaab, Mister Editer, die einzige Art, wie e Mann heintigen Tags noch auffalle könnt, des wär, wann er sich en ganz gewöhnliche drei Dollars Strohhut kaafe thät un thät en trage. Ich bin schur, daß Ich es bald thun werd, denn Mei Panama ärgert Mich jedesmal, wann Ich en annere Mann mit eme Panama seh. Es fehlt blos noch, daß aach die Poliesleut, die Lettercarrier un die Strietkliener Panamas als Juniformhüt trage thäte.

Jedefalls hot der Aerger üwwer die verfluchtige Panamahüt Mich schun manche Schoppe gekoscht, den Ich sunscht nit getrunke hätt, wann Ich Mir nit Mein Aerger hätt enunnerspüle wolle.

Ihne des Nämliche wünschend
Mit Rigards
Yours
John Ritsch, Esq.

Halt! Slopp e Minütt! Ich hab e Eidie. Ich sag's awwer nit, except es thät unner Uns bleibe. Ich loß Mir Mein Panama-Hut kopyrighte! Des is was Ich thue. Dann darf kei Annerer en Pänama trage mitaus ze infrintsche an Mich.

D. O. Esq.

So Mancher kam im Leben nur deshalb vorwärts, weil er nicht mehr zurück konnte.

Unglaubliche Frechheit.

Im Gerichtssaal zu Singapore, der Hauptstadt der gleichnamigen britischen Insel in Hinterindien, hing an der Wand, dem Richtertisch gegenüber, eine besonders werthvolle Uhr. Neulich, am Tage, als der oberste Gerichtshof Sitzung hatte, betrat ein schmächtig aussehender Kuli mit einer Leiter den Saal. Er zog seine Mütze, verbeugte sich äußerst demüthig vor den Richtern und nahm dann mit geschäftsmäßiger Gewandtheit die Uhr von der Wand. Die Uhr unter dem einen, die Leiter unter dem andern Arm, verließ der Mann sodann ungehindert das Gebäude, da ihn jeder für den Kuli hielt, der den Auftrag habe, die Uhr zum Reinigen abzuholen. Als aber verschiedene Tage vergingen, ohne daß die Uhr zurückgebracht worden wäre, beschwerte sich der Richter bei dem Departement für öffentliche Arbeiten über diese Verzögerung. Das Departement hatte aber keine Ahnung von der Sache, und Kuli und Uhr sind und bleiben verschwunden.

Ein „praktischer" Gelehrter

war der Professor Leunis. Als er die Schweiz durchreiste, wurde er von einem Gewitter überrascht, und nothgedrungen mußte er in einem kleinen Gasthofe einkehren, der im Reisebuch nicht besonders empfohlen war. Der Wirth war indes sehr zuvorkommend und sehr gesprächig, so daß er unserem Professor, der seine Pflanzen bestimmen wollte, lästig wurde. „Na, ich will Ihnen auch etwas erzählen," sagte Leunis und las dem Wirthe aus dem Bädeker die nicht allzu schmeichelhafte Beurtheilung seines Gasthauses vor: „Speisen schlecht, Zimmer und Betten unsauber, der Gast wird geprellt." ... Was sagen Sie hierzu, Herr Wirth?" — „Das ist durchaus falsch, verehrtester Herr, Sie sollen sich selbst überzeugen." Leunis bekam gute Speisen, ein schönes, sauberes Zimmer und bezahlte am anderen Morgen einen reinen Spottpreis, so daß er nach seiner eigenen Aussage nie so billig gewohnt hatte, wie diese Nacht.

Wie Friedrich der Große der Jagd entsagte.

Die Neigung zur Jagd hat sich beim großen Preußenkönig frühzeitig verloren. Noch in Küstrin, nach Aufhebung seiner Gefangenschaft, erholte er sich öfter mit Jagen. Wenn er den ihm vorgeschriebenen Amtgeschäften nachgehen mußte, pflegte er in seinem offenen Wagen ein geladenes Gewehr mit sich zu führen, damit, wenn ihm unterwegs ein Stück Wild aufstieße, er dasselbe gleich erlegen könne. Auf einer von diesen Reisen begegnete es ihm, daß er einen Handschuh fallen ließ. Er bückte sich, um ihn noch während des Fallens aufzufangen, lehnte sich dabei über das geladene Gewehr und mußte so wohl den gespannten Hahn berührt haben, denn es entlud sich, der Schuß ging ihm dicht am Ohr vorüber und drang in den Hut. Er über und drang in den Hut. Erschüttert von dem Gedanken, wie gefährlich ihm dieser Augenblick hätte werden können, sprang er aus dem Wagen, zerschmetterte die Büchse und hat seitdem keinen Schuß aus einem Jagdgewehr mehr gethan.

Ein arges Mißverständniß.

Im Cafe „Occidental" sitzt der Herr Rentner Wuppdich allein an einem Tische und liest, anscheinend etwas gelangweilt, in einer Zeitung. Da tritt ein junger Mann an ihn heran, der ebenfalls Langeweile zu haben scheint, und fragt, ob es dem Herrn vielleicht genehm sei, mit ihm eine Partie Billard zu spielen. „Bedaure sehr," sagt Herr Wuppdich, „ich spiele zwar sehr gern Billard, aber nicht mit einem Affen!" „„Herr!"" braust der junge Mann auf, „„was unterstehen Sie sich? Wie kommen Sie dazu, mich, den Sie gar nicht kennen, in solch' gemeiner Weise zu beschimpfen?"" „Oho," sagt Wuppdich, „wann hätte ich Sie denn beschimpft?" „„Wann? Eben jetzt. Sie sagten doch, daß Sie mit einem Affen nicht spielen!"" „Allerdings; aber ich begreife nicht, wie Sie sich beleidigt fühlen können, wenn ich mit einem Affen, den ich nämlich heute habe, nicht Billard spielen will!"

Seit wann pfeift man im Theater?

Diese Frage war vor kurzem von einem französischen Gelehrten aufgeworfen worden, und er hatte herausgebracht, daß man den viel gefürchteten Brauch mindestens auf das Jahr 1556 zurückführen könnte. Es konnte nicht ausbleiben, daß ein anderer Gelehrter kam, der diese Sitte — oder Unsitte — noch viel weiter zurückdatirte. Die letzte Nummer der französischen Zeitschrift „L'Art du theatre" bringt eine sorgfältige Studie von Louis Schneider, in der der gelehrte Verfasser an der Hand der Texte das Vorkommen des Pfeifens bei Cicero nachweist; er geht sogar noch weiter zurück, denn auch die alten Griechen verschonten die Schauspieler, mit denen sie unzufrieden waren, nicht mit diesem Zeichen ihres Aergers oder Zorns, und unter Umständen bekamen es sogar die Könige zu hören, die ihnen nicht gefielen — Beweis ist Philipp, der König von Macedonien, den sie bei den olympischen Spielen beleidigend auspfiffen.

Ewiger Sommer.

Skizze von Paul A. Kirstein.

Der alte Sanitätsrath klopfte seiner Frau die leicht gerötheten Wangen. „Na, Lottchen, so stille heute, so betrübt? Die Sonne scheint und das Wetter ist warm und klar — woll'n wir nicht wieder lustig sein?"

Sie sah ihn an mit einem schalkhaft-koketten Blick, wie's wohl die jungen Frauen, die ganz jungen thun, wenn sie von ihrem verliebten Ehekerrn etwas erschmeicheln wollen.

„Meinst Du wirklich, Adolf? Mir kommt's oft vor, als wäre ich schon zu alt dazu — als käme schon der Herbst!"

„Du — zu alt! Mein kleines Frauchen, mein junger, alter Kamerad!"

Sie aber schüttelte jetzt ganz ernst den feinen Kopf. Die kleinen Stirnlocken tanzten dabei um sie herum und ließen sie noch jugendlicher erscheinen.

„Wir haben doch eine große Tochter, Adolf — bald siebenzehn Jahre und wir müssen sie bald wieder aus der Pension zu uns nehmen. Dann ist's Zeit — — daß ich in's Fach der Mütter übergehe!"

Sie seufzte ein wenig dabei, nicht gerade sehr hörbar, aber doch deutlich genug, um ihren Gatten zu veranlassen, sich nieder zu beugen und sie herzhaft zu küssen.

„Mein armes Kindchen," sagte er dabei, „macht sich solche Sorgen und ist doch viel zu lieb und nett dazu. Nein, Du, das sage ich Dir — als Naive habe ich Dich einst geheirathet und so will ich Dich halten und hegen zeitlebenslang! Gehst Du in's Fach der Mütter vor — sind wir geschiedene Leute!"

Er konnte wirklich immer noch scherzen, und ihr war heute so ernst fast wehmüthig zu Muthe.

Der Brief, den sie von ihrer Tochter erhalten hatte, sie ganz allein, nicht etwa auch ihr Mann, der hatte es ihr angethan. Und das, was der junge Assistent ihres Mannes, ihr gemeinsamer Freund und Gehülfe, geschrieben hatte . . . das kam noch vollends dazu. Darinnen stand so etwas von einer jungen Dame, von einem Fräulein, das „ganz so lieb und nett geworden wäre, wie die Mama!"

Und das war ihre Tochter! Und der junge Doktor, der so enthusiastisch über sie geschrieben hatte, war in den letzten Jahren ihr eigener eifrigster Verehrer gewesen!

Sie gönnte ja ihrer Tochter alles denkbare Glück, sie wünschte ja für sie herab, was es nur Gutes, was es nur Schönes gab — — aber es war doch so furchtbar schwer, sich selber damit zu verdrängen, sich selber in den Hintergrund zu bringen, wo nur die unscheinbaren, die wesenlosen Pflanzen waren. Sie selber hatte ja in ihrem Herzen doch eine so unendliche Empfänglichkeit für alle Lebensfreuden. Das mußte sie wohl übrig behalten haben aus jener längst vergangenen Zeit, in der sie noch der Liebling des ganzen großen Publikums war, in der sie selber noch wie ein überirdischer Sonnenschein über die Bühne zwischen all' dem Flitter und Plunder hindurchhuschte, alle Herzen mit sich reißend, die der Männer besonders, doch auch die der Frauen.

Ja, wenn sie daran zurückdachte.

Damals war ihr Mann noch ein junger Doktor, erst ein zukünftiger Sanitätsrath, und noch nicht der „alte", wie sie ihn trotz seiner fünfunddierzig Jahre nannte.

Sie erinnerte sich noch, wie er das erste Mal auf die Bühne kam „in Vertretung des Collegen". So schüchtern war er damals noch. Aber dann — dann wurde er doch bald kecker; sie beide wurden recht bald gute Freunde.

Und aus der Freundschaft wieder wurde binnen kurzer Zeit Liebe, und die endete mit einer großen Sensation. Eines Tages hatten sie sich heimlich und schnell verheirathet und waren hinausgezogen zur seligsten, fröhlichsten Hochzeitsreise. Dann war das Glück über sie gekommen, dann hatten sie gelebt, als gäbe es im ganzen Weltall nur Flitterwochen, und nicht ein einziger schwerer Tag — bis heute, bis der Brief der Tochter kam.

Als der Sanitätsrath immer wieder fragte, sagte sie ihm die Wahrheit. Sie zeigte ihm den Brief, worin die Tochter sie so dringend, so herzbewegend bat, sie doch aus der Pension zu nehmen, sie nicht mehr zum Schulmädchen herabzudrücken und aus ihr das zu machen, was sie doch eben längst schon war: eine junge Dame!

Ihr Gatte lachte nur. Er hielt das für eine plötzliche Laune und schrieb ihr am Abend selber, sie solle vernünftig sein, ihre Zeit abwarten, dann würde schon Alles wieder gut werden.

Aber Frau Lotte glaubte nicht an den Erfolg. Sie dachte auf einmal nur, wie unglücklich wohl ihr Kind wäre. Ein riesengroßes Mitleid überfiel sie plötzlich. Wenn sie nur einen Ausweg wüßte! — —

Zwei Tage darauf kam der junge Assistent zurück. Sie fragten ihn nicht viel, denn sie sahen in seinem Antlitz etwas, was sie nie an ihm gekannt. So etwas, wie einen stillen Schmerz.

Und dann kam ein Brief der Tochter, so wehmüthig und vergrämt, so bitter und so vereinsamt, daß der Sanitätsrath ihn nur stumm seiner Frau hinüberreichen konnte.

Und die — die las ihn wohl zwei, dreimal! Sie las alles, was darin an Kindesliebe enthalten war, mit wundem, zuckendem Herzen.

Frau Lotte sah ihren Gatten an, der so ganz anders wie sonst in die Welt blickte, sie sah den jungen Assistenten, der stumm nur vor sich hinsann — und auf einmal schlich sie leise hinaus, in die Küche zu dem Mädchen.

Hastig schrieb sie ihr ein paar Zeilen auf, dann trieb sie sie damit zum Telegraphenamt.

Und als der Zug am nächsten Morgen in die Bahnhofshalle rollte, stand sie mit ausgebreiteten Armen, lachend und selig, und fing ihr einzig liebes Mädel auf. Und wie im Triumph dann führte sie sie in's Haus und geraden Wegs in die Schlafstube, wo der Sanitätsrath noch schlief.

„Na, Adolf — das ist eine Ueberraschung?" rief sie ihm zu.

Der streckte nur die Arme aus und zog sie wortlos beide zu sich nieder.

Ganz leise flüsterte sie ihm dann zu: „Nicht wahr, Herbst ist's trotz allem doch noch nicht, — nein?"

Und er antwortete ihr ebenso leise: „Nein, mein Herz, Sommer soll es bleiben bei uns Beiden . . . ewiger Sommer . . . ."

König Albert's Humor.

Daß es dem verstorbenen König von Sachsen nicht an Humor fehlte, erhellt aus privaten Aeußerungen, die am sächsischen Hofe die Runde machten, und von denen wir hier einige anführen wollen. Besonderes Interesse hatte der König für die Familiennachrichten der bei Hofe verkehrenden Damen und Herren. Als ihm jüngst gemeldet wurde, die vierzigjährige, aber noch sehr wohl erhaltene Baronin v. S. sei im Begriff, den vierten Mann zu heirathen, meinte er: „Die ist wohl Sammlerin?" Einmal beabsichtigte er, dem Freiherrn von Sch. den Grafentitel zu verleihen. Das Diplom war gerade ausgefertigt, als der Freiherr sich unerwartet zur Audienz meldete. Einzuschalten ist, daß dieser seit zwölf Jahren verheirathet war und sehnsüchtig, aber vergebens einen Stammhalter erwartete. Endlich traf dieser ein, und freudig erregten Herzens eilte der Freiherr an den Hof, um dem König das frohe Ereigniß zu melden.

„Ew. Majestät" — rief er aus, als der König ihn begrüßt hatte, und in der Aufregung gegen die Etikette dessen Frage nicht abwartend — „mir ist soeben ein junger Freiherr geboren worden."

„Sagen Sie: ein junger Graf," rief der König lächelnd, ihm damit die Standeserhöhung verkündend.

Mit Recht hat man den König mit Kaiser Wilhelm dem Ersten verglichen, Neben anderen Charakterzügen hatte er mit ihm auch den der Einfachheit gemein. Es dauerte verhältnißmäßig lange, bis er einen von ihm viel getragenen Rock ganz ablegte, und sein Kammerdiener hatte alle Mühe, ihn zum Anpassen eines neuen Kleidungsstückes zu bewegen. Als er einst nach einer solchen Anprobe in den großen Ritterfaal des Dresdener Schlosses trat, sagte er seufzend: „Wie gut hatten es die alten Ritter in ihren ehernen Rüstungen! Die konnten keine überflüssigen Falten werfen.

Selten finden sich bei den Eingaben, die der König durchsah, Randglossen von seiner Hand, doch sind von humoristischen Bleistiftbemerkungen folgende bekannt: „Auf die Eingabe eines Hauptmannes a. D., der um die Erlaubniß nachsuchte, seine Uniform tragen zu dürfen, und von dem es bekannt war, daß er stark unter dem Pantoffel seiner Frau stand, schrieb er: „Meinetwegen, wenn seine Frau es erlaubt." — Und als eine der Primadonnen des Hoftheaters um Gehaltserhöhung bat, notirte er am Rande: „Ist nicht nöthig. Die muß ohnehin die Alterrente erhalten." Sind diese Aeußerungen des königlichen Humors nur sparlich, so konnte der sächsische Herrscher selbst viel Vergnügen empfinden, wenn Personen seiner Umgebung ihrem Witz die Zügel schießen ließen. Einst kam der Kommerzienrath R., ein älterer, kahlköpfiger Herr, zur Audienz, um sich für einen ihm verliehenen Orden zu bedanken.

„Wie? Das scheint ja Ihr erster Ordensstern zu sein?" fragte er, als er den einsamen Stern auf dem Frack des Kommerzienraths bemerkte.

„Ja wohl, Majestät," erwiderte dieser seufzend, und auf seinen Kahlkopf deutend, fügte er hinzu: „Bei uns vom Zivil kommen die Sterne immer erst, wenn der Mond aufgegangen ist." Ueber diese witzige Aeußerung amüsirte sich der König ebnso sehr wie über die einfältige des Bürgermeisters eines erzgebirgischen Städtchens, welches der König besuchte. Als er fragte, ob die Stadt vielleicht einen Wunsch habe, erwiderte der Bürgermeister:

„Majestät, wir bitten unseren Ort zum Kurort ernennen zu wollen." — Und die guten Leute waren glücklich, als der König diese „Ernennung" auf der Stelle vollzoa.

Nicht was wir erleben, sondern wie wir empfinden, was wir erleben, macht unser Schicksal aus.

* * *

Werde recht empfindlich für jeden Schmerz, den du anderen bereiten könntest, und härte dich seelisch ab gegen jedes Leid, das andere dir bereiten!

* * *

Geld und Gut ist ein köstliches Wasser, aber brauche es nicht zum Verletzen, sondern zum Brotaustheilen.

Wie man ehemals Steuern einzog.

Eine ebenso einfache als originelle Art der Steuererhebung war diejenige, welche die Herzöge von Lothringen in der guten alten Zeit des väterlichen Absolutismus zur Beglückung ihrer Unterthanen eingeführt hatten. Ohne Steuerboten und ohne Defizit trieben sie die für den Staats- und Hofhaushalt erforderlichen Summen schnell, pünktlich und — was das Wichtigste ist — kostenfrei ein. Sie machten es nämlich folgendermaßen: Wenn in der Staatscasse Ebbe war, so ging der Herzog Sonntags in die Kathedrale zu Nancy und wartete, bis die Predigt vorüber war. Alsdann erhob er sich, stieg auf eine Bank und schwenkte seinen Hut zum Zeichen, daß er reden wolle. Kurz und bündig erklärte er nun seinen Unterthanen, wie das Heil des Landes es erfordere, daß sie zu diesem oder jenem Zweck die und die Summe aufbrächten. Die Versammelten erwiderten diese Mittheilung gewöhnlich mit einem begeisterten Hoch auf ihren braven Fürsten und eilten sodann, um ein jeder nach seinem Vermögen zur Füllung der herzoglichen Kasse beizutragen. Dabei ereignete es sich dann nicht selten, daß ein Bauersmann, welcher im Augenblick kein Geld besaß, heimlich seiner Frau das schönste Stück Linnen oder irgend ein anderes Stück aus der Wirthschaft fortnahm und verkaufte. Bei dieser Art Steuererhebung war der Herzog so gewissenhaft, nur die vorher bestimmte Summe anzunehmen, jeglicher Ueberschuß wurde stets zurückerstattet.

Beim Pfänderspielen.

Berliner Blätter erzählen: Kürzlich machten fünf junge Verkäuferinnen eines Waarenhauses einen Ausflug nach Eberswalde. Als sie im Koupe Platz genommen hatten, gesellten sich kurz vor Abgang des Zuges drei elegant gekleidete Herren zu ihnen, und unter fröhlichem Plaudern verlief die Eisenbahnfahrt. In Eberswalde baten die Herren, welche sich als Gerichtsreferendare vorgestellt hatten, um die Erlaubniß, den Tag in Gesellschaft der Damen verbringen zu dürfen. Nachdem sich die Gesellschaft gestärkt hatte, wurde der Wald aufgesucht, um sich dort die Zeit mit Gesellschaftsspielen zu vertreiben. Die fröhliche Stimmung stieg, als einer der Herren ein Pfänderspiel in Vorschlag gebracht hatte. Als Pfandverwahrer wurde einer der Herren ausersehen, und die Mädchen beeilten sich, dem jungen Manne Pfänder, die später durch Küsse eingelöst werden, zu übergeben. Als alle Kleinigkeiten fortgegeben waren, gaben die Mädchen ihre Ringe, Uhren und Portemonnaies als Pfänder in Verwahrung. Nun sollten die Pfänder eingelöst werden, und hier konnten die Herren nicht darüber einig werden, wer von ihnen die Pfänder vertheilen sollte. Zum Schluß kam man überein, einen Kreis zu bilden, den Damen mit Taschentüchern die Augen zu verbinden und sie den Pfandvertheiler „fangen" zu lassen. Derjenige Her nämlich, der von zwei oder drei Mädchen festgehalten werden würde, sollte die Pfänder vertheilen. Als diese Vorbereitungen getroffen worden waren, erscholl der Ruf „eins!" — — aber auf das Kommando „zwei" und „drei" — warteten die Damen vergebens. Nach etwa drei Minuten lösten denn auch die Mädchen in der Meinung, daß sich die Herren einen Scherz mit ihnen erlaubten, die Binden von den Augen, aber — von den drei „Referendaren" war nichts mehr zu sehen. Die drei geriebenen Gauner waren mit ihrer Beute im Werthe von 150 Mark verschwunden. Sehr traurig fuhren die geprellten Damen nach Berlin zurück.

Das Testament.

Lehmann, Schultze und Cohen haben einen alten reichen Sonderling beerbt, welcher aber die sonderbare Bedingung an die Erbschaft knüpfte, daß jeder von den Dreien ihm eigenhändig die Summe von eintausend Mark in den Sarg legen müsse.

Lehmann und Schultze haben die Bedingung erfüllt, der eine hat tausend Mark in Gold, der andere dieselbe Summe in Banknoten dem Todten in den Sarg gelegt.

Als nun Cohn gefragt wurde, ob er auch des Verstorbenen Wunsch erfüllt habe, ruft er: „Wie haißt — wo werd' ich nix nachkommen dem Wunscheines so edlen Menschen — ich hab' herausgenommen die tausend Mark in Gold — ich hab' herausgenommen die tausend Mark in Papier und hab' ihm gelegt in den Sarg ä Wechselche auf Sicht for — dreitausend Mark!"

Vier Gründe.

Als es dem berühmten englischen Philosophen David Hume gelungen war, sich von seinem Verleger eine kleine Rente zu sichern, blieb er mit neuen Arbeiten aus, und der Buchhändler drängte ihn, doch wieder etwas zu schreiben. Aber alles Drängen nutzte nichts mehr und endlich antwortete Hume: „Lassen Sie mich mit dem Publikum in Ruhe! Früher wollte es nichts von mir wissen und jetzt mag ich nichts von ihm wissen. Das ist schon ein Grund für mich, nichts mehr zu schreiben. Der zweite ist: „Ich bin alt." Und der dritte ist: „Ich bin zu dick geworden." Den Ausschlag aber giebt der vierte Grund: „Ich bin jetzt reich." Und daran tragen doch nur Sie selbst schuld. Lassen Sie mich also in Frieden!"

Unwiderstehlich.

„Haben Sie schon 'mal 'nen Korb bekommen, Herr Leutnant?"

„Ach, müßte höchstens 'n Champagnerkorb gewesen sein."

Sonderbare Zeitbestimmung.

Frau: „Ach, lieber Mann, sei so gut und warte eine Sekunde auf mich . . . in einer kleinen Viertelstunde bin ich wieder da!"

Die „duftigen Kinder Floras".

Offiziersbursche: „Eine Empfehlung vom Herrn Leutnant und hier erlaubt er sich, Ihnen einige Kinder von der verdufteten Flora zu schicken!"

Durch die Blume.

Assessor: „Gnädiges Fräulein, wenn Sie mir noch einmal einen solchen Blick zuwerfen, wäre ich gezwungen, Sie standesamtlich zu belangen."

Richtig gezählt.

Lehrer: „Wieviel seid Ihr zu Hause?"

Schüler: „Neun!"

Lehrer: „Zähle sie auf!"

Schüler: „Vater, Mutter, Franz, Guste, zwei Pferde, zwei Ochsen und ich,"

Ein sparsamer Mensch.

„Ich spiele nicht mehr, ich rauche nicht mehr, trage keine theuren Kleider, denn man muß sparen."

„Nun und was thun Sie mit dem ersparten Gelde?"

„Ich vertrink's."

Auch eine Submission.

Die Erträgnisse unseres Papierkorbes sind vom 1. Januar ab auf ein weiteres Jahr an einen Schlächtermeister oder Wursthändler zu vergeben. Offerten an die Zeitschrift „Moderne Lyrik".

Servil.

Kammerherr: „Gestern hat unser kleiner Erbprinz seinen ersten deutschen Aufsatz geschrieben. Recht hübsch, nur einmal hat er „Baum" mit einem P geschrieben."

Hofdame: „Hoheit haben vielleicht einen Baum im Sachsenwalde gemeint."

Unsere Kinder.

Gouvernante: „Und der kühne Prinz erweckte Dornröschen mit einem Kusse aus hundertjährigem Schlafe!"

Der kleine Willy: „Und Dornröschen wurde seine Frau?"

Gouvernante: „Gewiß!"

Der kleine Willy: „Hat denn der Prinz eine gar so alte Frau noch haben wollen?"

Aus der Schule.

Lehrer: „Na, Hans, wat hat denn Dein Vater zu der Strafaufgabe gesagt, die ich Dir wegen Deines schlechten undeutlichen Schreibens gegeben habe? Hat der Vater den Zettel gelesen, den ich Dir für ihn mitgab?"

Hans: „Ja!"

Lherer: „Und was sagte er dazu?"

Hans (schweigt).

Lehrer: „Wird's bald? Was hat er gesagt?"

Hans: „Vater meinte, dem Herrn Lehrer seine Krähenfüße kann kein Mensch lesen!"

Nach dem Examen.

Studiosus juris: „Wie doch die Zeit vergeht! Schon wieder durchgefallen!"

Weiter Weg.

Herr (dem bei Basel eine Wurst in den Rhein gefallen): „Ha, wird der Seehund sich freuen, der sie aufschnappt!"

Unbedingt richtig.

„Was thäten Sie, wenn Sie das große Loos gewännen?"

„Dann thät ich ungeheuer viele Bettelbriefe kriegen!"

Unbewußte Kritik.

Unteroffizier (beim Exerciren): „Alle Wetter, sind Sie schwerfällig! Was sind Sie im bürgerlichen Leben?"

Einjähriger: „Thierarzt."

Unteroffizier: „Na, von Ihnen möcht' ich aber 'mal nicht behandelt werden."

Verunglückte Kritik.

A.: „Der Förster scheint in der That nicht immer die Wahrheit zu sagen."

B.: „Der schneidet derartig auf, daß man weder das, was er sagt, noch das Gegentheil davon glauben darf."

Vertauschte Rollen.

Gretchen: „Zu morgen habe ich da so unangenehme Rechen-Aufgaben zu lösen, die machst Du mir wohl fertig, liebe Mama? Ich werde mir während der Zeit das neueste Moden-Journal ansehen."

Ein Irrthum.

Herr: „Hören Sie 'mal, Marie, der Kaffee ist ja heute viel stärker als gewöhnlich."

Köchin: „Ach, entschuldigen Sie, gnädiger Herr, da habe ich Ihnen wahrhaftig meinen Kaffee 'reingebracht."

Grammatikalisches.

Lehrer: „Wie lautet der Plural von Mann?"

Schüler: „Männer."

Lehrer: „Und der Plural von Frau?"

Schüler: „Frauen."

Lehrer: „Der Plural von Kind?"

Schüler: „Zwillinge."